

ALEX BERG

**TOCHTER
DER
ANGST**

ROMAN

KNAUR 

Iphigenie. *Kann uns zum Vaterland die Fremde werden?*
Arkas. *Und dir ist fremd das Vaterland geworden.*

Johann Wolfgang von Goethe

1.

Wassertropfen perlten von dem Fenster, während die Maschine der Air France auf der Landebahn ausrollte und ihre Parkposition ansteuerte. Der Regenschleier war so dicht, dass die Terminals und die dort angedockten Flugzeuge dahinter verschwammen. Marion Sanders' Finger schlossen sich fester um die Umhängetasche auf ihrem Schoß. Eine Stunde und fünfzehn Minuten, länger hatte der Flug von Hamburg nach Paris nicht gedauert, und ihr war, als hätte sie sich gerade erst von Paul verabschiedet, als könne sie noch den Druck seiner Finger auf ihrem Arm spüren, seine letzte Berührung durch den Stoff ihres Mantels hindurch.

Paul hatte es sich nicht nehmen lassen, sie zum Flughafen zu bringen, während der Fahrt hatten sie jedoch kein Wort miteinander gewechselt. Sie hatten verlernt, über das Alltägliche hinaus miteinander zu kommunizieren, verlernt, auf jene Zwischentöne zu achten, die oftmals zu flüchtig waren, um ausgesprochen zu werden, und doch die Essenz einer Beziehung zwischen zwei Menschen ausmachten. Das Nichtausgesprochene stand wie eine Wand zwischen ihnen und trennte sie voneinander.

Ein Rest Unsicherheit war geblieben – was nach so vielen Jahren auch zu erwarten war –, und bis zuletzt hatte sich Marion gefragt, ob sie die richtige Entscheidung getroffen

hatte, ob sie tatsächlich bereit war, die Konsequenzen zu tragen.

Als sie an der Sicherheitskontrolle die Bordkarte aus ihrer Handtasche gezogen hatte, hatte sie sich noch einmal umgewandt, um Pauls Blick zu suchen. Er hatte noch immer dort gestanden, wo sie sich verabschiedet hatten, und ihr flüchtiges Winken mit einem kurzen Nicken erwidert. Dann hatte eine Gruppe junger Reisender die Sicht auf ihn verdeckt. Sekunden später war der Platz, an dem Paul gestanden hatte, leer gewesen.

Die Stimme der Stewardess, die sie in Paris willkommen hieß, riss Marion aus ihren Gedanken. Das Flugzeug hielt, und die Passagiere standen von ihren Plätzen auf. Gepäckfächer wurden geöffnet und Mobiltelefone eingeschaltet. In einer der hinteren Reihen begann ein Baby zu weinen. Marion versuchte, ihre ambivalenten Gefühle zu ignorieren, die seit ihrem misslungenen, wortkargen Abschied erneut in ihr aufgestiegen waren. Schau nach vorn, hatte ihr Vater ihr geraten. Schau nach vorn und prüfe, wie es sich anfühlt. Sie nahm ihren Mantel aus dem Gepäckfach, klemmte sich ihre Tasche unter den Arm und reihte sich in die Schlange der Wartenden im Mittelgang ein.

Ihr Vater hatte sie bestärkt in ihrem Entschluss, hatte ihr gut zugeredet. Wann, wenn nicht jetzt, hatte er sie gefragt. Noch bist du jung genug, ein neues Leben anzufangen.

Jung genug. Sie war achtundvierzig. Gefühlt hatte sie bereits ein Leben hinter sich, vielleicht gelang es ihr gerade deshalb, das Unverständnis ihrer erwachsenen Töchter und ihres Mannes ebenso zu ignorieren wie den Neid ihrer Kollegen. Wer konnte es sich schon leisten, eine unbefristete, gutbezahlte Anstellung als Oberärztin in einem Krankenhaus aufzugeben, um für ein Taschengeld in einem Krisengebiet zu

arbeiten? Woher nehmen Sie nur den Mut?, hatte eine jüngere Kollegin ungläubig gefragt.

Die Flugzeuggtüren wurden geöffnet, und in die Schlange der Wartenden kam Bewegung. Mut konnte auch aus Verzweiflung geboren werden oder mangels einer Alternative. Sie war zumindest noch nicht alt genug, um zu resignieren.

Marion folgte dem Pulk der Fluggäste zur Gepäckausgabe ihrer Maschine und wartete geduldig in der zweiten Reihe, bis ihr Koffer auf dem Band erschien. Augenblicke später trat sie aus dem Flughafengebäude und steuerte die wartenden Taxis an.

Der Regen ließ den Asphalt glänzen, und der Fahrer des ersten Taxis, ein junger Mann, seinem Äußeren nach vermutlich Spross einer Einwandererfamilie aus Algerien, kam mit aufgestelltem Jackenkragen und hochgezogenen Schultern auf sie zu. Er nahm ihr den schweren Rollkoffer ab und wucherte ihn in den Kofferraum, während Marion sich in den Fond des Wagens setzte. »Rue Guynemer, Saint-Germain-des-Prés«, wies sie den Fahrer an, als er seinen Platz hinter dem Lenkrad eingenommen hatte. Ihre Blicke begegneten sich im Rückspiegel. »Am Jardin du Luxembourg?«, fragte er.

Marion nickte. »Genau dort.«

Er lenkte den Wagen auf die Straße und suchte erneut ihren Blick im Rückspiegel. »Sind Sie das erste Mal in Paris, Madame?«

Der weiche französische Singsang klang wohltuend in ihren Ohren. Marion liebte die Sprache, auch wenn sie sie nicht perfekt beherrschte. »Nein, ich war schon oft hier«, entgegnete sie mit einem Lächeln und dachte an ihren letzten Besuch in der französischen Hauptstadt zusammen mit ihrem Vater vor einigen Jahren. Die straffe Agenda des Ärztekongresses hatte ihnen damals kaum Zeit für Privates gelassen.

Sie hatten die wenigen freien Stunden für einen Bummel durch Saint-Germain-des-Prés, ein gemeinsames Abendessen und ein wenig Sonne im Jardin du Luxembourg genutzt. Auf der Rückreise ihres letzten gemeinsamen Sommerurlaubs mit ihrem Mann hatte sie vergeblich versucht, Paul zu einem zweitägigen Aufenthalt in Paris zu überreden. Er hatte dringende Termine vorgeschoben, aber ihrer Meinung nach lag der Grund in seiner für sie unerklärlichen Abneigung gegen die französische Hauptstadt. Sie hatten daraufhin gestritten, es war ein lächerlicher, kleinkariertes Streit, der plötzlich so eskaliert war, dass sie etwa fünfzig Kilometer nördlich von Paris aus dem Auto gestiegen war, um mit der Bahn nach Hause zu fahren. In der Mittagshitze war sie eine Stunde lang die staubige Straße entlangmarschiert, bis Paul mit dem Wagen neben ihr aufgetaucht war und ihr durch das Fenster eine Flasche Wasser gereicht hatte. Damals hatten sie noch darüber lachen können. Heute konnten sie das nicht mehr.

Sie runzelte die Stirn. Sie war schon wieder in Gedanken bei Paul.

Irritiert blickte sie aus dem Fenster, gegen das der Regen prasselte. Der Fahrer bog von Norden auf die Stadtautobahn ein. Zwischen einer Gruppe Hochhäuser hindurch entdeckte sie zu ihrer Linken den Montmartre mit Sacré Cœur auf seinem Gipfel. Der Verkehr floss zügig an diesem frühen Nachmittag, und keine zehn Minuten später fuhren sie auf der Avenue de la Grande-Armée direkt auf den Arc de Triomphe zu. Marion hielt für einen Moment den Atem an, als das monumentale Gebäude vor ihr in den Himmel wuchs.

»Halten Sie«, wies sie den Taxifahrer spontan an.

»Sind Sie sicher?«, fragte er überrascht.

»Ja«, entgegnete sie knapp.

Gleich darauf stand sie auf dem Gehsteig und starrte auf den Triumphbogen, dessen schiere Größe sie jedes Mal wieder überwältigte. Der Regen durchnässte ihr Haar und tropfte in ihren Nacken, ohne dass sie sich dessen bewusst wurde. Erst die Stimme des Taxifahrers riss sie aus ihrer Versunkenheit.

»Madame!«

Sie drehte sich um und erblickte im Wagenfenster ihr verschwommenes Spiegelbild. Was sie sah, war nicht besonders schmeichelhaft: Ihr dunkler, halblanger Mantel hing wie ein nasser Sack von ihren Schultern hinunter, und ihr kinnlanges Haar klebte an ihrem Kopf. Mit klammen Fingern strich sie sich eine Strähne aus dem Gesicht und zog fröstelnd die Schultern hoch, während sie die Tür öffnete und lächelte. Sie war in Paris. Die Belohnung für einen Schritt, den sie schon vor drei Jahren im Sommer auf einer staubigen Landstraße hätte wagen sollen. Und in der kommenden Woche würde ihr neben dem Vorbereitungsseminar auf ihren Auslandseinsatz genug Zeit bleiben, Paris aufs Neue zu erkunden. Ein Gefühl von Freiheit streifte sie, und alles andere verlor angesichts dessen für einen kurzen Moment an Bedeutung.

Gleich würde sie bei den Bonniers sein, sich ihrer nassen Sachen entledigen und Tee trinken. Mit nahezu kindlicher Freude malte sie sich die Szene aus, dachte an die hohen, mit Stuck verzierten Decken der Altbauwohnung und den maleischen Blick über den Jardin du Luxembourg, an Louises fröhliches Gezwitscher und den Hauch von Orangenblüten, der die zierliche Französin immer umgab. Sie spürte bereits Gregs herzliche Umarmung und hörte seine gutmütig brummende Stimme, die über all die Jahre, die er nun schon in Frankreich lebte, nicht ihren schwerfälligen amerikanischen Akzent verloren hatte.

Sie ahnte nicht, dass ihre Freude schon bald getrübt sein würde, dass jetzt schon ein Schatten über dem Haus lag, dem sie entgegenstrebte. Und in nur wenigen Tagen der Gedanke an Paris für sie nie wieder so unbeschwert sein würde wie früher.

2.

Claude Baptiste stellte seine leere Kaffeetasse auf den Treisen des Cafés und suchte in der Tasche seines Jacketts nach Kleingeld. Vier Euro fünfzig für einen Café Noir in einem Arrondissement abseits aller touristischen Attraktionen – das war Paris, wie er es noch nie gemocht hatte. Er warf einen Blick hinaus auf die Straße. Über den Dächern der Hochhäuser wölbte sich ein dunkelgrauer Himmel, und der Asphalt schillerte vor Nässe. Es regnete noch immer, und von dem Mitarbeiter, der ihm vom französischen Inlandsnachrichtendienst, der *Direction Centrale du Renseignement Intérieur (DCRI)*, zugeteilt worden war, fehlte jede Spur. Baptiste hätte gerne auf dessen Unterstützung verzichtet, hatte sich aber wegen des Kompetenzgerangels zwischen Verteidigungs- und Innenministerium bewusst zurückgehalten. Der illegale Handel mit Flüchtlingen war nahezu explodiert, und sie würden das Problem nur unter Kontrolle bringen, wenn alle Nachrichtendienste an einem Strang zogen. Baptistes Blick wanderte zu der Uhr über der Bar, dann zog er sein Smartphone aus der Tasche. Er ließ es klingeln, bis die Mailbox anging.

Der Kellner grinste ihn von der Seite an. »Na, hat die hübsche junge Frau, auf die Sie warten, Sie versetzt?«

Trotz seiner Gereiztheit musste Baptiste lächeln. »Wenn es

wenigstens eine hübsche junge Frau wäre. Ihr könnte ich einiges verzeihen.«

Er schlug den Kragen seines Jacketts hoch und trat mit hochgezogenen Schultern hinaus unter die aufgespannte Markise. Ein Windstoß blies um die Ecke. Die kalte Märzluft ließ Baptiste schauern. An den Bäumen zeigte sich das erste Grün, doch das Thermometer hatte sich seit Tagen auf der Zehn-Grad-Celsius-Marke festgesetzt. So viel zum Klimawandel. Baptiste seufzte und betrachtete sein Konterfei in der Fensterscheibe des Cafés. Typisch französisch, war eine Beschreibung, die er oft hörte, wenn über ihn gesprochen wurde. Sein dunkles Haar, das zu störrischen Locken neigte, wenn er es zu lang wachsen ließ, war das Erbe seiner südfranzösischen Mutter. Sie war in der Provence aufgewachsen, im milden Klima des Mittelmeers, und besaß noch heute das Temperament ihrer Ahnen. Gute Freunde behaupteten gern, dass sie ihm nicht nur die Locken vererbt hatte. Seine hochgewachsene Gestalt, das kantige Gesicht und das Rauhe, das ihn umgab, hatte ihm wiederum sein bretonischer Vater mitgegeben. Baptiste wischte sich mit dem Finger die Regentropfen von der Stirn, die der Wind von der Markise heruntergeweht hatte. Wann hatte er seine Eltern das letzte Mal besucht? War es wirklich mehr als ein Jahr her? Er sollte wieder einmal hinfahren, und sei es nur, um Austern zu essen. Fischen zu gehen. Eine Weile alles zu vergessen.

An der Ecke tauchte ein Regenschirm auf, darunter ein paar moderne, spitze Schuhe, perfekt abgestimmt auf die dunkelgraue Stoffhose. Ein kurzer, modischer Mantel. Manikürte Finger, die eine teure Aktenmappe umklammert hielten. Baptiste seufzte erneut. Wie lange hatte Marcel Leroux vor dem Spiegel verbracht, um seine dünnen, blonden Haare in

diese exakte Welle zu legen, die er jetzt nervös zurückstrich, als er den genervten Blick Baptistes sah?

»Ich warte seit einer halben Stunde«, bemerkte dieser knapp. »Ich ...«, begann Leroux, doch Baptiste unterbrach ihn mit einer abwehrenden Handbewegung. »Ich will es nicht hören.«

Marcel Leroux kniff pikiert die Lippen zusammen.

»Haben Sie alle Unterlagen dabei?«, wollte Baptiste wissen. Leroux nickte.

»Dann gehen wir jetzt.«

Leroux' Blick blieb sehnsüchtig an der Tür des Cafés hängen.

»Hatten Sie noch keinen Kaffee heute Morgen?«, fragte Baptiste. Es war bereits nach elf Uhr.

Leroux fiel auf seinen mitfühlenden Tonfall herein. Seine Augen leuchteten kurz auf. »Meinen Sie, wir könnten noch eben ...?«

»Nein«, entgegnete Baptiste kühl, »ich hatte schon meinen Kaffee, während ich auf Sie gewartet habe, mein Freund«, und damit trat er hinaus in den Regen.

Nur wenige hundert Meter entfernt befanden sich, etwas zurückgesetzt von der Straße, die drei Hochhaustürme. Zwischen ihnen eine große gepflasterte Fläche, auf der eine Handvoll Platanen ums Überleben kämpfte. Zwanzig Stockwerke, schätzte Baptiste, in jedem Stockwerk wenigstens fünf Wohnungen, in vielen der Wohnungen mehr als sechs Personen. Zu sehen war von den rund zweitausend Menschen, die nach dieser Rechnung in den Türmen wohnten, fast niemand, besonders nicht bei solch einem Wetter.

Leroux steuerte auf den mittleren der drei Wohnblocks zu, starrte mit gerunzelter Stirn auf das Klingeltableau und

drückte schließlich einen der Knöpfe im oberen Drittel. Die Gegensprechanlage schnarrte, und eine weibliche Stimme fragte auf Arabisch, wer da sei. Zu Baptistes Erstaunen antwortete Leroux fließend und nahezu akzentfrei in derselben Sprache. Der Summer ertönte, und die verdreckte graue Tür sprang auf.

Im Flur des Erdgeschosses umgab sie nackter, unverputzter Beton. Leroux schüttelte seinen Regenschirm aus. »Fünfzehnter Stock«, sagte er. »Hoffentlich ist der Fahrstuhl nicht kaputt.«

Der Aufzug funktionierte, sie hörten das Ächzen und Stöhnen der Stahlseile lange, bevor sich die Türen öffneten. »Vielleicht sollten wir doch lieber die Treppe nehmen«, bemerkte Baptiste mit zweifelndem Blick. Wenn möglich, vermied er enge Räume und Fahrstühle. Leroux, der Baptistes Bemerkung als Spaß auffasste, lachte. Wie die meisten seiner Kollegen wusste er kaum etwas über den wortkargen Mann des militärischen Auslandsnachrichtendienstes, der *Direction Générale de la Sécurité Extérieure (DGSE)*.

Die fünfzehnte Etage unterschied sich optisch vom Erdgeschoss lediglich dadurch, dass die Flurbeleuchtung kaputt war. Es dauerte einen Moment, bis sich ihre Augen an das schwache Licht gewöhnt hatten, das durch die zwei schmalen, vergitterten Fenster am Ende des Ganges fiel, und sie die beiden Jungen im Kindergartenalter bemerkten, die in einer halbgeöffneten Tür zu ihrer Rechten lauerten. In ihren Gesichtern lag eine Mischung aus Neugier und Fluchtbereitschaft. Als Leroux die beiden auf Arabisch ansprach, verschwanden sie sofort in der Wohnung, Baptiste konnte gerade noch einen Fuß in die Tür stellen, bevor sie zufiel.

Die Wohnung bestand aus drei Räumen, in denen zwei Fa-

milien lebten. So stand es in der Akte. Als sie den Flur betraten, sahen sie, wie zwei Frauen die Tür eines der Zimmer hinter sich zuzogen, dann kam ihnen auch schon ein untersetzter Syrer mittleren Alters entgegen. Zahit Ayan und Leroux begrüßten einander wie alte Bekannte. Baptiste hielt sich im Hintergrund. Das war das Revier von Leroux. Er war nur Beobachter, auch wenn ihm diese Rolle nicht zusagte.

Aus der Küche drang der Geruch nach gebratenem Fleisch und orientalischen Gewürzen. Ayan führte sie in einen Raum, dessen Einrichtung aus schweren, handgewebten Teppichen und großen Sitzkissen bestand. Der Essensduft und der gutturale arabische Singsang lösten eine Flut dunkler Erinnerungen in Baptiste aus. *Sie hatten beim traditionellen Hammelessen zusammengessen, als die Rakete mit infernalischem Krachen ins Nachbarhaus eingeschlagen war. Glasscheiben waren durch die Detonation gesplittert. Der Geruch und der Geschmack des Fleisches waren für Baptiste seither untrennbar verbunden mit den Todes- und Schmerzensschreien der Verletzten, Verstümmelten und eines hilflos durch die Luft fliegenden Körpers – ein entsetzlicher Anblick, den nur der Staub, der sich von dem zusammenstürzenden Gebäude wie eine Wolke aus Vulkanasche verbreitete, für einen kurzen, gnadenvollen Moment verhüllt hatte. Ungeachtet der Gefahr waren sie hinausgestürzt, hatten die Überlebenden geborgen, das eigene Entsetzen ignorierend. Mit bloßen Fingern hatte er zusammen mit den anderen Bewohnern der umliegenden Gebäude im Schutt gewühlt, Männern, Frauen und Halbwüchsigen. Und als er aufgesehen hatte, hatte sein Blick den eines Kindes getroffen, das schockstarr in einem Hauseingang stand und die Szenerie aus angstgeweiteten, dunklen Augen verfolgte, während das*

Blut, das aus seinen Ohren lief, unwirklich in der Sonne leuchtete. Baptiste roch wieder den Staub, sein Herz schlug schneller, und der Schweiß brach ihm aus. Es passierte immer noch, immer wieder und meistens völlig unerwartet. Ein Kontrollverlust, der ihn zugleich verstörte und verärgerte. Er zwang sich zurück in die Gegenwart, in diese Sozialwohnung in Paris, und musterte die Jungen, die schüchtern hinter ihrem Vater hervorlugten. Mit ihren ausgeleierten Jogginghosen, T-Shirts und Turnschuhen waren sie genauso gekleidet wie jenes Kind in Aleppo, doch ihnen würden solche Erlebnisse erspart bleiben. Sie würden in Sicherheit aufwachsen. Ob sie deshalb glücklicher sein und sich ihnen mehr Chancen im Leben bieten würden, wagte Baptiste dennoch zu bezweifeln. Ihre Kultur wurde weder in Frankreich noch im übrigen Europa akzeptiert, und einmal hier aufgewachsen, würden sie auch in ihrer eigentlichen Heimat Außenseiter sein, denen die Traditionen ihres Volkes fremd geworden waren.

Mit gekreuzten Beinen nahmen sie Platz auf den Kissen. Baptistes Finger glitten über die dichte Wolle des Teppichs, und er betrachtete nachdenklich das Muster aus Mitternachtsblau und Bordeauxrot. Es gehörte nicht zu seinen Aufgaben, Asylanten aufzusuchen und Befragungen durchzuführen, aber in diesem speziellen Fall hatte er seine Gründe. Leroux stellte ihn vor. Kein Wort über Baptistes tatsächliche Arbeit. Stattdessen fiel das Stichwort Einwanderungsbehörde, das erfahrungsgemäß die Kooperationsbereitschaft erhöhte. Ayan lächelte höflich, zurückhaltend und bot ihnen Zigaretten an. Baptiste lehnte ebenso höflich in fließendem Arabisch ab und hatte die Genugtuung, die Mundwinkel des Mannes unter dem kurzen Schnurrbart zucken zu sehen.

Er zog eine Fotografie aus der Innentasche seines Jacketts.

»Ich nehme an, Sie kennen diesen Mann.«

Die Gesichtszüge des Syrers wurden undurchdringlich, als sein Blick auf das Konterfei des Europäers fiel. Baptiste beobachtete ihn gespannt. Nicht wegen der Antwort, die er erwartete. Er wusste, dass Ayan den Europäer kannte. Sie waren Geschäftspartner, wenn nicht sogar mehr. Aber wie nahm Ayan es auf, dass ihnen diese Verbindung bekannt war?

Baptiste vermied es, Leroux anzusehen, dessen Anspannung durch den Raum hindurch greifbar schien. Der Syrer zog an seiner Zigarette, blies den Rauch langsam aus. Würde er kooperieren? Viel, sehr viel hing davon ab, ob er mit ihnen zusammenarbeitete oder nicht.

3.

Ach, du meine Güte«, rief Louise Bonnier entsetzt, als sie die Tür öffnete und Marion erblickte. »Was ist mit dir passiert, meine Liebe? Du bist tropfnass! Komm schnell herein!« Dunkle, grau durchzogene Locken umrahmten das Gesicht der zierlichen Frau, die ein Erscheinungsbild von ausgesuchter Eleganz bot. Sie zog Marion in die Wohnung und küsste sie auf beide Wangen. »Es ist wohl das Beste, wenn du dich eben umziehst, bevor wir Tee trinken. Ich habe dir dein altes Zimmer hergerichtet.« Sie nahm Marion den nassen Mantel ab, während sie munter weiterplauderte. »Greg müsste auch jeden Moment zurück sein. Er holt Kuchen in der Rue Vavin. Ich weiß, dass du die Pâtisserie am Odéon bevorzugst, aber bei diesem Wetter kann ich meinem lieben Mann den Weg dorthin nicht zumuten ...«

Ihre Worte plätscherten an Marion vorbei wie ein kleiner Bach. Schon als Kind hatte sie sich von Louises Plauderei einlullen lassen, und auch jetzt wurde sie erst wieder aufmerksam, als die Französin aus dem kleinen Raum, der als Garderobe diente, zurück in den Flur trat und einen Blick auf ihre Armbanduhr warf. »Wir erwarten heute übrigens noch meinen Neffen Jean.«

Marion runzelte die Stirn. »Jean?«

»Jean Morel, erinnerst du dich nicht an ihn? Er ist zwei oder

drei Jahre älter als du, der Sohn meiner Schwester. Ihr habt früher zusammen auf dem Spielplatz im Jardin du Luxembourg gespielt, wenn Marie mich besucht hat.«

Marion zuckte hilflos mit den Schultern.

»Gut, du warst damals noch sehr klein, nicht älter als vier oder fünf. Zu jener Zeit hast du deinen Vater häufig nach Paris begleitet und bei uns gewohnt.«

Daran wiederum konnte Marion sich gut erinnern, denn Louise war für Marion die Mutter gewesen, die sie nie gehabt hatte. Ihre eigene Mutter war gestorben, als sie noch nicht einmal vier Jahre alt war, und sie hatte so gut wie keine Erinnerung an sie. Louise hatte viel mit ihr zusammen unternommen, und durch kleine Spiele, Lieder und Reime hatte Louise den Grundstein für Marions Liebe zur französischen Sprache gelegt.

»Ich habe Jean erzählt, dass du vor deinem Auslandseinsatz bei uns wohnen wirst, und im Gegensatz zu dir wusste er genau, von wem ich spreche«, fügte Louise mit einem Augenzwinkern hinzu. »Aber jetzt geh, und zieh dich um, bevor du dich noch erkältest.«

Marion lächelte unwillkürlich über die Bemutterung, die ihr zuteilwurde. Es tat gut, sich so von Louise vereinnahmen zu lassen. Gerade jetzt. Hamburg, das Krankenhaus, Paul – alles, was sie seit Wochen, ja, Monaten belastete, verlor sich in diesem Gefühl von Wärme und Geborgenheit, das sich in ihr ausbreitete.

Doch der Moment währte nur kurz. Als sie im Gästezimmer an den bis auf den Boden reichenden Fenstern stand und durch den Regen auf das erste zaghafte Grün der Bäume im Park hinausblickte, konnte sie nicht verhindern, dass ihre Gedanken wieder zurückwanderten: zu einer drohenden

Silberhochzeit mit einem Mann, zu dessen bevorzugten Gesprächsthemen neuerdings sein Golf-Handicap und der Zustand seines Sportwagens gehörten. Was war aus ihren abendfüllenden Diskussionen über Politik geworden? Über Kunst und Musik? Glaubst du, in einem afrikanischen Flüchtlingslager wirst du jemanden finden, der mit dir über die Musik von Wagner oder Britten philosophiert?, hatte er gespottet, als sie versuchte, zu erklären, warum sie den Entschluss gefasst hatte, ihre Arbeitskraft für ein Jahr *Ärzte ohne Grenzen* zur Verfügung zu stellen. Seine Worte hatten sie verletzt und ihr aufs Neue gezeigt, wie tief die Kluft zwischen ihnen geworden war. Egal, wohin du gehst, dein Problem nimmst du mit, war sein abschließendes Statement gewesen. Dabei hatte er auf der Couch gesessen, lässig zurückgelehnt, die Beine in seiner hellbraunen Cordhose übereinandergeschlagen, die Ärmel seines weißen Hemdes hochgekrempt. Sie konnte es nicht ertragen, wenn er sich so selbstgefällig gab, so gönnerhaft. Die Wut, die sein Verhalten bei ihr auslöste, ließ sie sogar hier in Paris, so viele Kilometer von ihm entfernt, die Fäuste ballen. Wobei sich ihr Zorn nicht nur gegen Paul richtete, sondern vor allem gegen die Hilflosigkeit, die sie erlebte. Sie konnte, wollte nicht akzeptieren, dass sich eine Beziehung zwangsläufig abnutzte im Laufe der Jahrzehnte. Sie wollte sich nicht zufriedengeben mit dem erreichten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Status. Warum gelang es ihr nicht, den *Geist* wiederzubeleben, der sie und Paul einmal getragen hatte, warum verspürte sie stattdessen nur noch Müdigkeit in den fruchtlosen Diskussionen mit ihm? Vielleicht hätte sie es besser aushalten oder gar ignorieren können, wenn sie wenigstens Befriedigung in ihrem Beruf gefunden hätte. Sie liebte ihre Arbeit und war, wie ihr Vater einmal stolz be-

hauptet hatte, eine Vollblutmedizinerin. Doch gerade deshalb hatte sie sich in den vergangenen Jahren an Krankenhausreformen und Verwaltungsstrukturen und einem in ihren Augen starren und verkrusteten Gesundheitssystem, das zu wenig auf den Menschen hinter der Krankheit schaute, aufgerieben. Sie wollte zurück zu den Wurzeln ihrer Profession, zu denen, die wirklich ihre Hilfe brauchten. Ihre Bewerbung bei *Ärzte ohne Grenzen* war ein Befreiungsschlag gewesen.

Sie zog einen Stapel Unterlagen aus dem Seitenfach ihres Koffers, ließ die Seiten kurz durch ihre Finger gleiten, bevor sie sie auf dem Schreibtisch neben dem Fenster ablegte, und verlor sich in ihren Gedanken. Das passierte ihr oft, seit sie die Nachricht für ihren Einsatz in der Zentralafrikanischen Republik erhalten hatte.

»Das sieht nach Schmutz, Hitze und Elend aus«, hatte ihre älteste Tochter in der vergangenen Woche die beigefügten Bilder kommentiert. »Meinst du, das hältst du aus in deinem Alter? Es ist nicht nur die Arbeit, du musst dort auch leben.«

»Es wird kein Spaziergang werden, das ist mir klar, aber ich denke schon, dass ich in der Lage bin, mich darauf einzustellen«, hatte sie geantwortet. »Es ist schließlich nicht mein erster Besuch auf dem afrikanischen Kontinent.« Vor anderthalb Jahren erst hatte sie im Rahmen eines medizinischen Austauschprojekts für etwa sechs Wochen in einem Krankenhaus im Kongo gearbeitet. Sie wusste, worauf sie sich einließ, wenn auch die Zustände in der Zentralafrikanischen Republik mit fast einer halben Million Vertriebener sicher noch einmal anders zu bewerten waren.

»Ich habe keine spontane Entscheidung getroffen«, hatte sie ihrer Tochter versichert. »Ich habe über alles sehr lange

nachgedacht, bevor ich mich für diesen Einsatz gemeldet habe.« Und nicht nur das. Sie hatte einen Gesundheitscheck absolviert, um sich selbst zu bestätigen, dass sie den Anforderungen gewachsen war. Hatte Impfungen über sich ergehen lassen, und immer wieder war es ihr Vater gewesen, der sie bestärkt hatte, wenn sie zweifelte. »Wenn ich jünger wäre, würde ich dich begleiten.« Mit Besorgnis hatte sie bei diesen Worten die Abenteuerlust in seinen Augen funkeln sehen. Er war einundachtzig und trug seit drei Jahren einen Herzschrittmacher. Dass ihm während ihrer Abwesenheit etwas zustoßen könnte, war ihre größte Sorge.

Mit einem unterdrückten Seufzen verdrängte sie den Gedanken und griff nach dem Handtuch, das auf ihrem Bett lag. Es tat gut, das weiche Frottee auf ihrer Haut zu spüren und sich die regennassen Haare trocken zu rubbeln. Sie zog ihre feuchten Schuhe aus und tauschte den formellen Hosenanzug, den sie für die Reise gewählt hatte, gegen eine Jeans und einen leichten Pullover. Als sie ihren Koffer weiter auspackte, fielen ihr die beiden gerahmten Fotografien in die Hände, die sie mitgenommen hatte: ein Bild von Paul, das sie auf den Schreibtisch stellte, und ein Bild von ihrem Vater und ihren beiden Töchtern. Es zeigte einen Hünen von einem Mann mit einem vollen Schopf schlohweißen Haars und einem strahlenden Lachen, mit dem er zeitlebens die Menschen für sich eingenommen hatte. Er hatte seine Arme um Marions schon erwachsene Töchter gelegt, die eine so verblüffende Ähnlichkeit mit ihr hatten, dass Marion immer wieder erstaunt war. Zu ihrem Bedauern hatten weder ihre Töchter noch sie die geringste Ähnlichkeit mit ihrem Vater. Meine Gene vererben sich nun einmal rezessiv, mein Kind, vielleicht hast du irgendwann Enkelkinder, die mir gleichen, hatte er sie getröstet.

Paul war die enge Bindung zwischen ihr und ihrem Vater immer ein Dorn im Auge gewesen. Er war eifersüchtig auf ihre gemeinsamen Reisen zu Kongressen ebenso wie auf das Abendessen, zu dem sie sich einmal wöchentlich trafen – ein Ritual, das aus der Zeit stammte, in der sie noch gemeinsam im selben Krankenhaus gearbeitet und sich in diesem Rhythmus zu Dienstbesprechungen getroffen hatten. Dass ihr Vater ihren Entschluss unterstützte, hatte das sowieso schon angespannte Verhältnis zwischen ihm und Paul nicht gerade positiv befördert. Marion seufzte. Besser nicht daran denken. Sie stellte die Fotografien nebeneinander. Sie konnte nicht alles haben. Nun war sie erst einmal hier, fern von all den Eifersüchteleien und Streitereien. Dankbar glitt ihr Blick über die hellgelbe Seidentapete mit den feinen chinesischen Mustern, über die geschmackvolle antike Möblierung des Zimmers, die die großbürgerliche Zeit zu Anfang des letzten Jahrhunderts wieder lebendig werden ließ. Und dann hörte sie Louise rufen: »Marion! Bist du fertig?«

Sie trat in den Flur mit dem langen, schmalen Läufer, der eigens für diese Wohnung geknüpft worden war. »Ich komme schon, Louise!«

Und wie zu Kinderzeiten vermied sie es, auf die ineinander verschlungenen Fabelwesen zu treten, die den Teppich auf seiner ganzen Länge säumten.

4.

Jean Morel blickte auf das kleine Mädchen an seiner Seite. Während es versuchte, auf kurzen Kinderbeinen mit ihm in den endlosen Tunneln der Metrostation unter dem Montparnasse Schritt zu halten, wippten seine dunkelbraunen Locken keck auf und ab. Wer sie von weitem betrachtete, mochte sie für Vater und Tochter halten. Wer jedoch genauer hinsah, entdeckte die erschreckende Teilnahmslosigkeit im Blick des Kindes, die das lockere Auf und Ab seiner Locken Lügen strafte. Jeans Finger schlossen sich intuitiv fester um die kleine, schweißige Hand des Mädchens, und er meinte, genau diese Teilnahmslosigkeit auch in der Berührung zu spüren.

Als er die Kleine abgeholt hatte in der völlig überfüllten Flüchtlingsunterkunft im Süden von Paris, hatte sie in einer Ecke des ärmlichen Zimmers gesessen, wo er sie zunächst nicht wahrgenommen hatte.

»Sie isst nicht mehr«, waren die Worte, mit denen ihn die Mutter der Familie, mit der das Mädchen aus dem zerstörten Aleppo hergekommen war, begrüßt hatte. Die Frau wirkte müde und gereizt. Zahra war nicht ihre Tochter, und sie war ihr lästig, das hörte Jean an ihrem Tonfall. Die Familie hatte genug mit sich selbst zu tun. Sie brauchte keine fremden Kinder in diesem fremden Land, um die sie sich zusätzlich

kümmern musste. Vor allem dann nicht, wenn sie Ärger machten.

»Ich nehme sie mit«, hatte Jean entgegnet.

Die Frau hatte seine Ankündigung mit einem Schulterzucken quittiert, ihm nicht widersprochen und keine Fragen gestellt. Sie hatte Geld dafür bekommen, Zahra als ihre Tochter auszugeben und nach Frankreich mitzunehmen. Sie hatte ihren Teil der Abmachung erfüllt, mehr interessierte sie nicht.

Jean war langsam auf das fünfjährige Mädchen zugegangen. Eine unsichtbare Grenze schien es von den anderen zu trennen, die in der Mitte des Raums auf einem Haufen hockten und Karten spielten. Es reagierte nicht, auch nicht, als er es auf Arabisch ansprach.

»Sie spricht auch nicht«, hatte die Frau bemerkt. »Es hat keinen Sinn, es zu probieren.«

Jean war versucht gewesen, die Frau zu fragen, was Zahra erlebt, was sie gesehen hatte, wollte ergründen, warum sie jeden Kontakt und auch die Nahrung verweigerte, aber ein Blick in die harten, abweisenden Augen der Frau hatte genügt, um zu erkennen, dass er keine Antwort bekommen würde.

Sie hatte ihm eine zerknitterte Plastiktüte mit den Habseligkeiten des Mädchens gereicht. Außer Kleidung und einem ausgetretenen Paar Schuhe war nichts Persönliches dabei. Kein Spielzeug, kein Stofftier, kein Foto.

Jean hatte sich daraufhin vor Zahra auf den Boden gehockt und ihr seine Hand entgegengestreckt. »Taʿāl maʿ ī!«, forderte er sie auf Arabisch auf, mit ihm zu kommen.

Unerwartet hatte sie aufgesehen, und er hatte unwillkürlich geschluckt. Zahra besaß die Augen ihrer Mutter, wunderschöne, fast schwarze Augen, verstörend in ihrer Tiefe.

Schmerzvolle Erinnerungen hatten ihn bei ihrem Anblick übermannt. Ein Hauch von Élaines leichtem Parfüm war plötzlich im Raum gewesen, und seine Haut hatte sich an die Berührung ihrer Hände und Lippen erinnert.

Auch jetzt, bei dem Gedanken an jenen nicht einmal eine halbe Stunde zurückliegenden Moment, durchzuckte ihn erneut der Schmerz. Wo mochte sich Zahras Mutter inzwischen aufhalten? Er konnte nicht einmal sicher sein, dass sie noch am Leben war. Nichts war mehr sicher in Syrien.

Die Metro fuhr ein, und wie schon bei ihrer ersten Fahrt schreckte Zahra zurück. Jean wartete, bis sich das Gedränge gelegt hatte, dann stieg er mit ihr in den Zug und spürte ihr Zögern, als sie das Abteil betrat. Sie vertraute ihm ebenso wenig wie der Familie, mit der sie nach Paris gekommen war und nach der sie sich nicht ein einziges Mal umgedreht hatte, als sie gegangen waren. Er fragte sich erneut, was sie erlebt haben mochte.

Seine ganze Hoffnung ruhte auf Louise. Seine Tante hatte ein Händchen für Kinder. Louise würde Zahra zum Sprechen bringen, würde ihren zusammengekniffenen Lippen die Geheimnisse entlocken, die das Mädchen so sorgsam hütete.

Die Türen der Bahn schlossen sich, und mit einem Rucken fuhr der Zug an. Zahra wurde gegen ihn gedrückt und klammerte sich an ihm fest. Jean hätte sie gerne auf den Arm genommen, heraus aus dem Dschungel von Beinen, der sie umgab, aber er hatte keine Vorstellung, wie sie reagieren, ob sie nicht vielleicht schreien und sich wehren würde. Er konnte es sich nicht leisten, Aufsehen zu erregen.

Um sich abzulenken, ließ er nach alter Gewohnheit seinen Blick über die Menschen in dem vollbesetzten Abteil gleiten

und betrachtete ihre Gesichter: Schüler, Hausfrauen, Rentner, einige Geschäftsleute und eine Gruppe asiatischer Touristen. Die meisten wirkten genervt aufgrund der Enge. Wer nicht auf seinem Handy herumdrückte, starrte vor sich hin. Ob sich einer von ihnen in diesem Moment bewusst machte, welch privilegiertes Leben er führte? Jean war erst seit einigen Tagen wieder in Frankreich, und wie jedes Mal bei seiner Rückkehr verstimmte ihn der selbstverständliche Wohlstand, dem er auf Schritt und Tritt begegnete.

Zwei Stationen später stiegen sie aus. Seinen Ressentiments gegenüber der westlichen Welt im Allgemeinen und Frankreich im Besonderen wie zum Trotz, schätzte er dennoch das Gefühl, heimzukehren. Verlässlich umfing es ihn bei jeder Rückkehr, und so auch jetzt, als er vom geschäftigen Boulevard Raspail in die helle, von gepflegten Altbauten gesäumte Rue de Fleurus einbog.

Den Straßenlärm und das Gedränge ließen sie hinter sich, nur das Geräusch ihrer Schritte hallte von den Häusern wider. Zahra entspannte sich merklich und umrundete selbstvergessen die Pfützen, die der Regen hinterlassen hatte. Von den Bäumen tröpfelte es noch, doch der Himmel riss nach einem trüben, grauen Tag endlich auf. Jean nahm es als Sinnbild. Ebenso wie Zahras plötzliche Unbeschwertheit.

Sein Blick wanderte von dem Mädchen an seiner Seite zu den Fassaden der Häuser, zu kleinen vertrauten Details in Form einer steinernen Ranke oder einer mit Arabesken verzierten Eingangstür. Wegmarken in einer Straße, von denen aus er als Kind die Anzahl der Schritte bis zu Louises Wohnung genau gekannt hatte. Als kleiner Junge war er mit seiner Mutter so oft zu Gast bei Louise und Greg gewesen, dass ihm die Wohnung ein zweites Zuhause geworden war, in

dem er die Ruhe und Ordnung gefunden hatte, die seinem Leben damals wie heute fehlte. Jahre später hatte er während seines Studiums bei ihnen gewohnt, hatte die Nähe zur Sorbonne und dem lebhaften Saint-Germain-des-Prés geliebt, wenn auch das großbürgerliche Ambiente auf dieser Seite des Jardin du Luxembourg seiner damals stark vom französischen Sozialismus geprägten Einstellung widersprochen hatte.

Als sie das Eckhaus erreichten, blieb Jean kurz stehen. Von der anderen Straßenseite hallte Vogelgezwitscher aus den Kronen der alten Bäume in der regenfeuchten Luft zu ihnen herüber. Nur in seltenen Momenten wünschte er sich in diese sorglose Zeit seiner Kindheit zurück. Heute war so ein Tag. Er seufzte unwillkürlich, wandte sich der massiven, dunklen Holztür zu und drückte einen der sechs Klingelknöpfe.

Es war eine ganze Weile her, dass er seine Tante das letzte Mal besucht hatte, aber als sie sich gegenüberstanden, war es, als wäre es gestern erst gewesen. Und natürlich enttäuschte Louise ihn nicht. Mit einem kleinen Aufschrei des Entzückens ging sie vor Zahra in die Hocke. »Hallo, meine Kleine! Ich habe mich schon so auf dich gefreut!«

Zahra regte sich zunächst nicht und betrachtete die zarte alte Dame mit großen Augen, doch schließlich trat sie verhalten einen Schritt vor und ergriff die Hand, die Louise ihr entgegenstreckte, während Louise weiter auf das kleine Mädchen einsprach. Jean ließ langsam den Atem entweichen, von dem er nicht einmal gemerkt hatte, dass er ihn angehalten hatte. Dann erst bemerkte er, dass sie nicht allein waren. Die schlanke Silhouette einer Frau löste sich aus den Schatten des Flurs. Sie trat ins Licht, und Jean erstarrte.

»Jean, Marion ... ihr kennt euch«, hörte er Louises Stimme

wie von fern. Er blickte von Marion zu seiner Tante. Ein fast unmerkliches Kopfschütteln begleitete ihre Worte, gefolgt von einem harten, keinen Widerspruch duldenden Blick. Sichtlich verwirrt bemühte sich Jean um ein unverfängliches Lächeln, reichte Marion die Hand und hauchte ihr einen Kuss auf jede Wange. »Freut mich, dich wiederzusehen, Marion. Unsere letzte Begegnung liegt schon ein paar Jahrzehnte zurück.«

Sie antwortete ihm auf Französisch mit jenem harten Akzent, den die Deutschen seiner Sprache zumuteten. Doch er nahm nicht wahr, was sie sagte, zu sehr erinnerte sie ihn an jemanden, der ihm noch immer nahestand. Gab es solche Zufälle? Und was wusste seine Tante darüber? Sie war ihm, verdammt noch einmal, eine Erklärung schuldig.